

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 144.

Freitag, 24. Juni

1927.

(34. Fortsetzung.)

Unter Sonnengluten.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Erika Grupe-Löcher.

Piane sah ihm plötzlich unverwandt ins Gesicht. Sie wurde jetzt mit einem Male innerlich ruhiger. Klar sah sie ihren Lebensweg vorgezeichnet.

„Dieses Recht besitzt Martens bereits. Wir sind seit kurzem im stillen verlobt und sind uns völlig einig darin, daß wir gegenseitig aufeinander warten wollen. Wir —“

Sie konnte den Satz nicht vollenden. Seine unruhige Beweglichkeit und hin- und herschwankende Art vermochten der starken Enttäuschung nicht sofort Herr zu werden. Er verlor die Fassung.

„Ihr habt euch bereits ausgesprochen? Seid bereits im stillen verlobt? Dann kam ich freilich zu spät mit meinem Versuche, dich doch noch für mich gewinnen zu können, ehe du dich an ihn gebunden hättest?“

Da zuckte Piane auf. Ein Verdacht stieg in ihr auf. „Also deshalb hast du Martens überredet, so plötzlich nach Majajei zu gehen?“

„Ja“, rief er ihr entgegen, um ihr durch die Stärke seines Willens zu imponieren, sie gewinnen zu können! „Ja! Ich wollte euch beide für die nächste Zeit trennen, ihr solltet euch aus den Augen verlieren, denn ich sah, ich fühlte es, wie Martens sich für dich zu interessieren begann!“

Piane preßte die Lippen zusammen. Er hatte in ihrem schönen, regelmäßigen Gesicht noch nie eine solche Empörung gesehen. Ihre blauen Augen schillerten in einem eigenen, dunklen Glanze. Sie war tief erregt.

„Und du konntest es über dein Gewissen bringen, Martens zur Übersteldung ins Innere zu überreden, ja, ihn, als sein Chef fast dazu zu zwingen, trotzdem du wußtest, daß in Majajei Cholerafälle vorgekommen waren?“

Er erblaßte. Er antwortete nicht, sondern sah schweigend aus dem Fenster. Und dieses Schweigen war ihr schonungslosere Antwort, enthüllte ihr seine wahren Absichten deutlicher, als viele Worte es getan hätten.

Da wurde ihr Ton immer herber. „Es wäre dir lieb, wenn Martens nicht mehr zurückkehrte! O, widersprich nicht! Wenn er ein Opfer deiner gewissenlosen Eifersucht und deines Egoismus würde! — Aber das wird nicht geschehen, wenn Gott mir gnädig ist! Und wenn es überhaupt in meinen Kräften steht, dann werde ich sein Leben zum zweiten Male der Gefahr entreißen!“

Tiefe Scham stürzte sich über ihn. Wie sehr fühlte er sich jetzt durch Piane gedemütigt!

„Piane, verzeihe mir! Was ich tat, geschah aus Liebe zu dir! Um dich zu erringen! Um einen — ja, einen Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen, wenigstens deinen Augen zu entrücken, bis du dich für mich entschieden hättest!“

„Auf solchen Mitteln ruht kein Segen, Bodo, wenn man die Erfüllung eines Wunsches erstrebt. Mag Gott geben, daß du dein Gewissen nicht fürchterlich mit einer Schuld beladen hast. Die einzige Sühne ist jetzt für dich die, mir mit allen Mitteln zur Ausführung meiner Reise beizustehen. Das erwarte, das fordere ich von dir!“

Der alte Augustin wurde Piane als Begleitung mitgegeben. Der war, da er früher öfters Streifzüge mit Bodo in die Umgebung der Stadt gemacht hatte, mit allem vertraut, was mitzunehmen war und wie alles einzurichten war.

Frau Schürmann war über den Entschluß ihrer Nichte zuerst maßlos überrascht. Was dachte sich Piane eigentlich! Aber ihre Nichte teilte ihr in wenigen kurzen Worten ihre Verlobung mit Martens mit, und die alte Dame sah, daß ihr Entschluß, nach Majajei zu reisen, unerschütterlich feststand. Bodo gab unaufhörlich Anordnungen und verstimmte seine Mutter durch die Entschlossenheit, mit der er Pianes Plan unterstützte. Neben einigem Proviant wurde das zusammenlegbare Zelt eingesehnürt, da man damit rechnen mußte, auch einmal im Freien zu kampieren, einige Hängematten, Feueranzünder und ähnliche Dinge, wie sie für eine Reise in den Tropen unentbehrlich sind.

Am anderen Tage bestieg Piane mit dem alten Diener den Zug der Eisenbahnlinie, deren Fortsetzung endlich beim Gouverneur durchgesetzt wurde. Bläß und teilnahmslos sah sie in dem primitiven Wagen und beobachtete diesmal kaum die Eingeborenendörfer, an denen sie im Schneckentempo vorüberfuhren.

Endlich stockte der Zug. Augustin kletterte hinaus, um nach der Ursache zu fragen. Mit besorgter Miene kehrte er zu Piane zurück.

„Die Aufständischen sind aus dem Innern bis hierher vorgedrungen. Sie haben die Eisenbahnschienen aufgerissen und die Bahnlinie unterbrochen, damit nicht weitere Truppentransporte ins Innere erfolgen können.“

„Warum telegraphiert man das alles nicht nach Manila?“ fragte Piane betroffen, weil sie die Weiterfahrt bereits gefährdet sah.

„Weil alle Telegraphendrähte ebenfalls abgeschnitten sind, und die Meldungen zu Lande zu langsam gehen, Sennorita!“

Er unterbrach sich und steckte den Kopf aus dem Fenster. Draußen schrie und schimpfte der Lokomotivführer mit einigen Eingeborenen des Dorfes, die aber nur die Achseln zuckten. Nach einer Weile aber setzte sich der Zug nochmals in Bewegung, freilich noch langsamer als vorher.

„Wir fahren ja doch weiter, Augustin.“

„Ja, aber nur bis Esquiavo. Von da aus ist den Aufständischen die Zerstörung der Bahnlinie um so leichter geworden, denn die Spanier haben sie schlecht genug gelegt.“

Vor Piane stiegen große Sorgen auf. Für sich selbst fürchtete sie nichts, aber die Reise zu Martens erfuhr Verzögerungen. Wie mochte es ihm gehen? War nicht jede Sekunde, die sie früher bei ihm ankam, ein Gewinn?

Als der Zug in Esquiavo eintraf, wurde er von einer Rote Aufständischer in Empfang genommen, kontrolliert und seine Rückkehr nach der Stadt verhindert. Piane stand mit Augustin etwas abseits, um die Dinge abzuwarten, und folgte der Auseinandersetzung, die der Lokomotivführer auch hier mit den Eingeborenen hatte.

„Wir haben noch Glück gehabt, Sennorita, daß wir

den allerletzten Zug benutzen konnten, der noch bis hierher durchkam!"

"Und was wird nun?"

Der Alte zuckte die Achseln. Dann meinte er nach kurzem Nachdenken: "Wenn Sennorita die Strecke von hier bis Majajei reiten könnte? Ich fürchte, wir bekommen hier kaum ein Gefährt. Der Ort ist zu arm-selig."

"Gewiß, dann reiten wir! Dann kommen wir auch schneller voran. Warum bist du bedenklich, Augustin?"

"Es ist jetzt fünf Uhr nachmittags, Sennorita. Die Dunkelheit bricht hier in den Tropen sehr schnell herein. Um acht Uhr ist es finster. Bis Majajei sind es zu Pferde wenigstens noch fünf bis sechs Stunden. Es ist nicht ratsam, im Dunkeln durch den Wald zu reiten; wir könnten dabei womöglich die Richtung verlieren."

"Dann wollen wir also im Walde übernachten. Du hast ja alles Nötige mitgenommen. Mir ist nichts schrecklicher als diese Ungewißheit. Laß uns so bald wie möglich in Majajei ankommen, laß uns jetzt gleich aufbrechen."

"Dann gewinnen wir einen Vorsprung von einigen Stunden. Ich werde —"

Aber er vollendete den Satz nicht, denn er hatte in einiger Nähe mit seinen wachsamten Augen einen kleinen, dünnen Chinesen entdeckt, der auf einem Haufen der aufgerissenen Eisenbahnschienen saß und heulte. Der Diener trat zu ihm heran und fragte ihn aus. Zuerst war der Chinesen etwas misstrauisch und zurückhaltend. Als Mongole fürchtete er sich instinktiv vor jedem Philippino. Aber das gutmütige Gesicht des weißköpfigen Dieners verscheuchte sein Mißtrauen. Er begann auszukramen. Eine spanische Familie, die in Majajei wohnte, hatte ihn aus dem Dienst gesagt. Jetzt war er auf dem Wege in die Hauptstadt, wo er sich eine neue Stelle suchen wollte, hier abgeschnitten worden. Da er sich von lauter Philippinos umgeben sah, glaubte er sich in seinem Leben bedroht, denn in den Eingeborenen lebe eine Feindschaft gegen die Schlitzaugen.

"Heul nicht!" meinte der alte Augustin, der sich unterdessen schon seinen neuen Plan zurecht gemacht. "Ich habe einen Dienst für dich. Weißt du den Weg nach Majajei genau?"

"Ich bin gerade von dort gekommen", erwiderte der kleine Chinesen aufatmend und erklärte sich gleich zum Mitgehen bereit.

Der Chinesen ist ein besserer und zuverlässigerer Reisebegleiter als irgendeiner von den Philippinos hier", meinte Augustin zu Liane. "Jetzt wollen wir zum Pfarrer des Ortes gehen. Vielleicht können wir von ihm drei Pferde geliehen bekommen."

Auf einer kleinen Anhöhe etwas seitwärts lag die Kirche, die in ihrer langgestreckten Form und ihrer Schmucklosigkeit fast einem Stall glich. Nur ein Glockenturm aus roh gefügten Brettern mit dem herabhängenden Glockenseil gab ihr einigen Charakter. Neben ihr lag das ebenso bescheidene Pfarrhaus.

Auf seiner Azotea, dem von Palmen beschatteten platten Dache, stand der katholische Geistliche und sah den Fremden entgegen. Ihm war bereits gemeldet worden, mit dem Zug sei eine junge Weiße mit ihrem Diener eingetroffen. Es war ihm die größte Freude, in dieser Verlegenheit helfen zu können, als er nun durch Liane und den Alten die Lage erfuhr. Er stellte sofort seine zwei Pferde zur Verfügung, und auf sein Anraten ließ sich Augustin von einem Eingeborenen in der Nachbarschaft noch einen Klepper für den Chinesen. Die Pferde waren hier im Lande billig, klein von Form, aber zäh und kräftig.

Die drei ritten in ziemlich schnellem Tempo; voran Augustin, dann folgte Liane, zuletzt kam der kleine Chinesen, der auf dem Klepper hing und Augustin ab und zu den Weg angab.

Die Sonne begann hinter dem Walde zu versinken. Die schnell hereinsinkende Dämmerung zwang sie, Halt zu machen. Man sah zuletzt kaum noch die Hand vor den Augen, geschweige denn einen Weg. Die Füße waren ihr müde und steif, so daß sie kaum aufzutreten vermochte. Der Alte zündete die kleine Laterne an, die am Sattelschnopf hing. Sie überzeugten sich, daß sie ein

gutes Stück Weges vorwärts gekommen waren. Nur ein Drittel des Weges nach Majajei konnte noch fehlen.

Als sich der graue Tageschein durch die hohen Palmenstämme stahl, brach man wieder auf und setzte den Ritt fort, da die Temperatur angenehmer war, ehe die Sonne höher stieg.

"Dort ist Majajei!" schrie plötzlich der kleine Chinesen und zeigte ihnen die Spitze eines weißen Kirchturmes, der zwischen Palmengruppen seitlich auftauchte. Man näherte sich wieder der Bergkette. Am Fuße des Hügellandes begann sich nach kurzer Zeit der Ort auszubreiten.

Der Chinesen wußte, wo das neue Laboratorium lag. Die spanische Familie, bei der er in Diensten gestanden, wohnte dort in der Nähe. Er entsann sich auch, den deutschen Herrn einige Male auf der Straße gesehen zu haben. So hielten die drei, ohne fragen oder sich erkundigen zu müssen, bald vor einem langgestreckten, einstöckigen, schmalen, weißen Hause.

Niemand kam ihnen entgegen, nichts rührte sich. Liane stieg mit Augustins Hilfe vom Pferd und gab ihm die Zügel. Sie schritt durch den kleinen Vorgarten ins Haus. Es war ihr, als sei sie eine Träumende, eine Sommambule. Alles für sie ringsum, alle Eindrücke waren für sie ausgeschaltet. Sie stand einzig unter der Sehnsucht nach Martens, nach einem Laut von ihm, nur von ihm! —

(Fortsetzung folgt.)

Das Fragepiel.

Eine Reiseunterhaltung.

Von Dr. Eugen Roth-München.

Zwei Wanderer schreiten rüstig in der Morgenfrühe durch Gottes schöne Natur. Diese Rüstigkeit hat freilich ihren Grund. Es ist schon tief im Vormittag und sie müssen den Abendzug erreichen, der um 6 Uhr 37 von Frakdorf abgeht. Und bis dahin haben sie noch ein schönes Stück Weg, bergauf und bergab. Sie kommen an einem Bauernhof vorüber und da gerade ein halbwilliger Junge in der Haustür steht, fragt der eine Wandersmann den Buben: "Wie weit ist's noch bis Frakdorf?" Der Angeredete grinst verlegen: "Drei Stund!" Aber da tritt schon ein Alter, es muß der Urgroßvater sein, aus der Stubentür und ruft mit seiner wackligen Stimme: "Was woast denn Du? Sechs Stunden müssen's schon gut gehen bis Frakdorf." Aber zur Sicherheit fragt er doch noch in die Tür hinein: "Wie weit ist's bis Frakdorf?" Und eine brummige Stimme schallt heraus: "Gute sieben Stund!" Jetzt wird es im Hause lebendig. Ungefragt polstert es aus dem Stall: "Du bist ja ganz narriß, sieben Stund! In fünfsthalb Stund geht's einer leicht!" Aber jetzt kommt die Bäuerin aus der Küche und raunt: "Du schon, du Litz, du unguter. Weißst du dir ja lieber d'Füh ausreißt, als daß d' ins Wirtshaus a'pät kommst. Sam mir net neulich a'schlagene sieben Stund braucht und san aa net schlecht ganga!"

Die zwei Wanderer bedanken sich für die reichliche Auskunft und machen sich wieder auf den Weg, da begegnet ihnen ein Fuhrmann, der recht gemütlich, die Pfeife im Mund, auf seinem Holzkarren hockt. "Lieber Freund", redete ihn der eine Wanderer an, "wie weit ist es noch bis Frakdorf?" Der schaut den Weg entlang, wie wenn er es abmessen könnte, dann blinzelt er auf die zwei: "Wenn's so weiter marschierst, seid's in sieben Stund dort." Der eine Wanderer schaut auf die Uhr. Sieben Stund, das geht noch. Es ist jetzt gerade halb elf Uhr. Und wieder setzen sie sich in Bewegung. Sie sind noch frisch und munter, da geht das Wandern leicht. Und nach einer Stunde steht ein ganz nettes Bauernwirthshaus am Weg, da gehen sie hinein, sich eine Stunde Rast zu gönnen. "No Benz!", sagen sie zur Kellnerin, die sie mit der feststehenden Frage: "A Mah oder a Halbe?" begrüßt, "wei weit geht man denn noch bis Frakdorf?" "I muß amal fragen!" Und die Hebe verschwindet wieder. Sie bringt das Bier, aber aufs Fragen hat sie vergessen. "Was kann man denn zu essen haben?" "I muß amal fragen!" Und sie kommt mit der Meldung zurück: "A Büßlamott, an Kiernbrat'n und a G'selchts." Man einigt sich auf den Kiernbraten. "Kann man auch einen Salat dazu haben?" "I muß amal fragen!" und wieder ist sie davon. Jetzt dauert es ziemlich lange, bis sie mit der Meldung auftaucht: "Kiernbraten ist keiner mehr da!" Also, in Gottes Namen. "Ist das G'selchts recht fett?" "I muß amal fragen!" So geht es noch eine Weile hin und her, endlich sitzen die zwei doch beim Büßlamott. Und von der Stunde Rast ist schon der

größte Teil verstrichen. „Sie, Fräulein, haben Sie schon g'fragt, wie weit noch bis Frasdorf ist?“ „I werd gleich einmal fragen!“ Nach geraumer Zeit kommt der Wirt. „Nach Frasdorf wollen die Herren? Warten S' ich werd gleich einmal fragen, der Wastl kommt öfter hinüber, der muh es wissen.“ Nun wird zuerst einmal nach dem Wastl gefragt. Der ist endlich zur Stelle und wird nun persönlich um Auskunft gebeten. Er hat zwei mächtige Dazen, die er in den Knieen winnt, daß man die Gelenke krachen hört: „Über'n Berg vier Stund, auf der Straß' fünft'halb.“ Aber dieses Urteil findet den lebhaften Widerspruch des Tisches nebenan, an dem ein paar alte Bauern sitzen: „Du bist ja a Narr. Sechs Stunden san auf der Straß' und da darf einer noch fest laufen!“ Wenn das wahr ist, dann haben unsere Zwei höchste Zeit. Sie zählen und machen sich auf den Marsch. Aber nach dem Essen läuft man nicht so leicht. Eine Stunde geht's noch im Eiltempo, dann lassen sie aus. Bis hierher waren sie brav nebeneinander gegangen, jetzt bleibt der eine zurück. Der andere drängt: „Wenn wir den Zug erwischen wollen, müssen wir schneller gehen!“ Der andere mag nicht mehr recht. Er läßt sich nicht hehen. Bald ist die schönste Streiterei im Gang, die damit endet, daß der eine sich kurz entschlossen an einer kühlen Quelle niederläßt und sagt, er pfeife auf den Zug und überhaupt könne es nicht mehr so weit sein. Ein Handwerksbursch, der seines Weges zieht, wird wieder zum Orakel. Gegen eine gute Zigarre gibt er bereitwillig Auskunft, daß nach seiner alten Erfahrung bis Frasdorf mit viereinhalb oder fünf Stunden zu rechnen sei. Viereinhalb Stunden, das reicht gerade noch für den Zug. Also jangen die beiden wieder das Laufen an. Sie gehen eine geschlagene Stunde, als ihnen ein Jäger begegnet. „Wie weit ist noch bis Frasdorf?“ „In drei Stunden geht man's leicht!“ Aber nach einer weiteren halben Stunde rechnet ihnen ein Radfahrer, der gerade am Berg abgestiegen ist, haarklein vor, daß man bis Frasdorf noch gute vier Stunden gehen müsse. Da schwindet ihnen der Mut und sie tippeln eine Weile langsam und verdrossen dahin. Es sind noch genau drei Stunden Zeit. Und in drei Stunden, beteuert ein Holzknecht, da geht man's wie nix und der Weg ist überhaupt so kommod, nur a bissl sonnig und ein paar Berg dazwischen. Jetzt wird es ein Wettlauf. Berganügen ist es keines mehr, denn der eine hat eine Blase an der rechten Ferse und der andere hat sich wundgeschuert. Die nächsten Auskünfte sind geradezu fahrplanmäßig. Zwei Stunden Zeit, zwei Stunden bis Frasdorf. Eine Stunde Zeit, eine Stunde bis Frasdorf. Die beiden Wanderer sehen zum Endspurt an. Wieder kommt ein Holzhacker daher. Im Vorübergehen, schweißdampfend, rufen sie ihm zu: „Wie weit ist's noch bis Frasdorf?“ „Nichts woltern noch den Nachzug erwischen?“ „Freilich!“ „Da brauchts net so rennen. Da drunt, die Kirche, das ist schon Frasdorf!“ Die zwei atmen erleichtert auf und mäßigen ihr Tempo. Und jetzt sind sie schon bei den ersten Häusern. Und haben noch awanzig Minuten Zeit. „Wo ist der Bahnhof?“ Der angerebete Bauer deutet über die Schulter weg in den Ort hinein. „Drent!“ sagt er, und den beiden kommt die Erkenntnis, daß der Bahnhof am anderen Ende des Ortes, weiß der Teufel wie weit noch ist. Jetzt begegnen ihnen schon die ersten Leute, die mit dem Zug gekommen sind. Ungefragt rufen sie den beiden zu: „Laufst, sonst erwischts ihn nimmer!“ Also, die zwei laufen. Da kommen die nächsten. „Brauchts nimmer laufen, den kriegts nimmer!“ Sie verhalten einen Augenblick. Da sagt ein altes Männlein freundlich: „Schids Euch, sonst fahrt er Euch vor der Nase davon!“ Die zwei sind vollkommen erledigt. Sie sind durch den Ort durch, aber sie sehen den Bahnhof nicht. In höchster Aufregung wenden sie sich an den Nächsten: „Wo ist der Bahnhof?“ Der grinst sie liebevoll an, dann entringen sich ihm mühsam die Worte: „M... m... üßt es a... a... usgerechnet m... m... mi fragn... h... hätt's I... leicht no an 3... Zug f... krieg'n kenna!“ Und schon tönt auch aus nächster Nähe ein Pfiff, die zwei stürzen darauf zu, der eine, schnellere, erreicht den Zug in dem Augenblick, als er abfährt, aber der andere bleibt hundert Schritt hinten. Und dann schauen sie sich mit dummen Gesichtern an. Sie wissen jetzt, wie weit es nach Frasdorf ist.

Die Tiere.

Von Martha Rothmann.

„Das ärgert mich so sehr“, sagte die Putz, „daß man stets nur mit seiner eigenen Gattung zusammenkommt. Schaf mit Schaf, Kuh mit Kuh. Wie viel interessanter wäre es doch, wenn sich auch Tiere verschiedener Art kennen lernen würden.“

„Ich bin gar nicht so für Geselligkeit“, brummte der

Ochse, „jeder soll hübsch separat bei seinem Futter bleiben — man irrt sich ja doch nur gegenseitig alles weg.“

„Sie verstehen mich falsch“, beteuerte die Putz eifrig, „ich lege ja keinen Wert auf Gemeinsamkeit bei so wichtigen Angelegenheiten, wie es zum Beispiel das Weiden ist, ich weiß sehr gut, daß jeder für sich am besten allein ist, wenn er seinem Beruf und seiner Bestimmung nachgeht, aber wie schön wäre es, wenn wir uns in unseren Erholungsstunden gegenseitig aussprechen könnten; wenn nicht jeder für sich in seinem Stall sitzen würde — sollte es nicht doch eine Basis gemeinsamer Verständigung geben?“

„Ja, aber wie wollen Sie das arrangieren?“, fragte der Ochse ganz fassungslos.

„Sehr einfach“, entgegnete die Putz trocken, „ich gebe einen Tee-dansant und werde dazu die verschiedenartigsten Tiere einladen. Ach, wie interessant wird das werden. Wie werden wir uns freuen, einander näher zu kommen. Was werden wir uns alles zu berichten haben, gerade weil jeder etwas anderes erlebt hat. Ich werde sogar ein paar Bottiche aufstellen — vielleicht, daß mir auch ein paar Fische die Ehre erweisen.“

Der ganze Hof war in ungeheurer Aufregung.

„Haben Sie schon Toilette gemacht?“ fragte die Putz nervös die Kuh, und steckte sich noch schnell eine rote Brosche vor. „Sie könnten sich wirklich noch einmal den Schwanz durchkämmen. Und sehen Sie, die Ente kommt wieder ganz in Weiß — eigentlich etwas zu jugendlich, wenn man bedenkt, daß sie schon einigemal Urgroßmutter ist (sie sollte lieber mehr auf ihren Gang achten), und sehen Sie, die Ziege hat schon wieder ein paar neue Hörner — auf, der Mann muß ja ein glänzendes Eintommen haben.“

Ja — sie waren alle, alle gekommen.

Die Putz strahlte. Sie hatte Grünfutter und Körnerfutter vorbereitet, und so lange wie herumgereicht wurde, konnte man auch eine außerordentlich animierte Stimmung feststellen.

Dann aber wurde abgedeckt — man rückte zusammen, und der Esel fing an, Konversation zu machen, das heißt, er erzählte von der Mühle, und von dem wichtigen Posten, den er an ihr bekleidete.

Die Kuh gähnte verstoßen hinter ihrem Schwanz und wandte sich ostentativ dem Pferde zu, dem es ihre Erfahrungen in der Milchwirtschaft zum besten gab.

Das Pferd aber hörte nicht im mindesten darauf hin — es beschrieb gerade das letzte Rennen.

„Als ob es etwas Langweiligeres gäbe als Rennen“, flüsterte die Ziege dem Hammel zu, und demonstrierte ihre letzten Erfahrungen im Boxsport.

„Ach, Boxsport“, bisserte der Hund, „hört lieber einmal meine letzten Jagdgeschichten an.“

„Nun, wie war's?“ erkundigte sich am nächsten Tag die alte Linde.

„Es war eine allgemeine Enttäuschung“, seufzte die Putz, „dabei hatte ich wirklich lauter interessante und auch unterhaltliche Persönlichkeiten eingeladen, aber jeder unterließ nur sich — keiner den anderen. Jeder einzelne war interessant, aber zusammen waren sie höchst langweilig.“

Die Linde schüttelte erstaunt den Kopf. „Und keiner hat eine Ausnahme gemacht?“

„O, doch“, erwiderte die Putz, „in dem Bottich hatte sich zum Glück noch ein Karpfen eingefunden, dem brachte man allgemeine Sympathien entgegen — man sagte einstimmig, er wäre die einzige unterhaltliche Person gewesen.“

Leiblicher Bargarole.

Schaugle, mei Gahn, uff dr Bleibe,
Schaugle un gibbe nich um,
Scheen is, wenn glorgsen so leise
De Welln. Un de Miasen, die summ'.

Lieblisch erdeent ausn Walde
Grade a Männergor.
„Warde nur, warde nur, halde“,
Gommt in däm Liede drin vor.

Gugae, da illern fimscht Scharne
Schon in das Duftrich nein.
Un mit dr gleeenen Labärne
Schließn sich schon Glichswärmen ehn.

Hörche, icht alingt Mandoline
Driem ausn Nachbar sein Gahn.
Dazu grehlt seine Bauline
U schwärmiedhes Lied von a Schwan.

Was da bloß egal de Leite
Ham mit Reabel ihrn Fis!
Warum dänne laatschen ins Weite?

O Janda Gonnewis... Lene Boigt

* **Carl Zudmayer**: „Der Baum“, Gedichte. (Im Propyläen-Verlag, Berlin.) Der Dichter des „Tröblichen Weinbergs“ bringt einen Band teils lyrisch, teils balladisch empfundener Gedichte, die gleich seinem erfolgreichen Bühnenwerk eine recht beachtenswerte persönliche Eigenart erweisen. Zudmayers Wesen ist wurzelstarke, urwüchsig Bodenständigkeit und Naturverbundenheit, gepaart mit dem Sinn für das Volkstümlich-Deutliche. Der Dichter wirkt am stärksten dort, wo sein Gestalten einen Vorgang in der Natur mit kräftigen Farben aufzeichnet, seine Schilderung des Gegenständlichen gelingt oft überraschend plastisch, klar und lebendig, und ganz eigentümlich berührt die Kunst, wie Zudmayer wohl poetisch wenig ergiebige Dinge, selbst Trivialitäten des Alltags, zu dichterisch-prägnanter Deutung bringt. Die Tiergedichte sind vielleicht die besten, sicher die unmittelbarsten, kernhaftesten des Buches. Das Titelgedicht „Der Baum“ kennzeichnet Zudmayers Art in ihren Vorzügen und ihrer Begrenzung: Sehr fein deutet der Dichter das Gefühl des Erdverwurzeltheits, das ausgesprochen Diesseitige, über die Wipfelkronen hinaus aber hebt er nicht den Blick, weiß nichts von der tiefen, erlösten Sehnsucht. Zudmayer bleibt sachlich-kühl, durchaus unromantisch auch als Dichter.

* **Widi Baum**: „Miniaturen“. (Weltgeist-Bücher, Verlags-Gesellschaft m. b. H., Berlin-Charlottenburg 2.) Widi Baums „Miniaturen“, fein gezeichnete Genre-Bildchen, von diskreter Tragik, sichern sich schon durch gefälligen Stil und spannende Handlung die Sympathie des Lesers, den sie zu tiefstem Sinnen anregen.

* **K.** Der Roman eines Doppel Lebens von M. A. Rinehart. (Verlag Ullstein, Berlin.) Das große Rätsel „K.“ bringt eine ganze Straße in Aufruhr. Um „K.“ kreisen die Schicksale vieler Menschenleben. In amerikanischem Tempo wechseln Liebe und Enttäuschung, Treuschwur und Verrat. Was aber auch geschieht, „K.“ muß dabei sein. So hat das Buch einen doppelten Reiz: die Fülle der Ereignisse, die an dem Leser vorüberziehen und die Spannung des Geheimnisses, das erst im kritischen Moment gelöst wird.

* Ein Roman von Honoré de Balzac: Der „Bater Goriot“ ist einer der zu Unrecht weniger gelesenen Romane unter den etwa 100 Bänden, die der große Begründer des französischen Naturalismus geschrieben hat. Und doch zeigt er alle Eigentümlichkeiten Balzacs, seine zerfasernde Psychologie, seine ins Einzelne gehende Wirklichkeitschilderung, seine an Zola gemahnende, ganz unpathetische Sachlichkeit und auch seine Weltanschauung. Man hat den „Bater Goriot“ einen König Lear des 19. Jahrhunderts genannt, weil er sein ganzes Vermögen seinen Töchtern opfert und als Bettler endet. Balzac ist schon oft übersetzt worden. Trotzdem verweisen wir auf die (im Verlag von Bessel & Beder, Leipzig) erschienene Neuauflage. Die Übersetzerin, Frau Else Aldendorff, ist eine Wiesbaden lebende Schriftstellerin, die sich der größten Treue dem Text gegenüber beileibt, ein durchaus reines und einwandfreies Deutsch schreibt und damit dem französischen Original so nahe kommt, als das in einer Übersetzung möglich ist. W. W.

* **Thomas Raucat**: „Die ehrenwerte Landpartie“. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Gert Frank. (Fischer & Co., Verlag, Berlin W. 15.) In seinem Roman „Die ehrenwerte Landpartie“ schildert Raucat die Erlebnisse eines Schweizers, der vom Völkerbund nach Japan geschickt worden ist, um die moralischen Zustände auf den japanischen Inseln zu studieren. Er geht in Tokio auf Liebesabenteuer aus und verabredet mit einem jungen, schönen Mädchen aus dem Volke eine „ehrenwerte Landpartie“ nach Emshina. Nun bemühen sich die Japaner, dieses Zusammentreffen, das allen konventionellen japanischen Sitten Hohn spricht, zu verhindern. In höchst amüsanten Form erzählt jeder, der am Spiel und Widerspiel beteiligt ist, wie in einem Interview, seinen Anteil an dem Unternehmen. Das junge Mädchen, ihre verheiratete Freundin, der Verführer, sein japanischer Freund, der Stationsvorsteher, die Geisha, die Hotelverwalterin und der Student, der zuletzt mit dem jungen Mädchen zusammentrifft. Alles ist fein und naiv beobachtet, niemals moralisierend, mit Humor und leichter Satire gesehen.

* In Reclams Universal-Bibliothek (Bibl. Reclam jun., Leipzig) erschien: Ernst Heilborn: „Tor und Törin“, Novelle. Mit einer autobiographischen Skizze und einem Nachwort von Wilhelm von Scholz. (Universal-Bibliothek Nr. 6756/57.) Der Dichter läßt zwei wertvolle Menschen, die sich früh geliebt und durch Mißverstehen und

Schuld bald verloren haben, nach einem sehnüchterfüllten Leben und unbewußtem Zueinanderstreben im Lebensherbst sich wiederfinden. Vom Feuer der Erinnerung umspinnen wird die Gegenwart der Allzulagen zur Vergangenheit, in der Tor und Törin die wahrhaft Weisen sind. — Johannes Scherr: „Menschliche Tragikomödie III.“ Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder. Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Dr. Max Mendheim. (Universal-Bibliothek Nr. 6758/59.) Der 3. Band enthält Sittenbilder aus dem 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts, die mit Offenheit und scharfer Kritik dargestellt sind. U. a.: Pizzaro und seine Falschheit gegen den Inka Atahualpa; Maria Stuart und Elisabeth von England, sowie das Auftreten des ersten falschen Demetrius. — „Der Kreidekreis“, Schauspiel in 4 Akten und einem Vorspiel von Li Hsing-tao. Aus dem Chinesischen übersetzt von Professor Alfred Forke. (Universal-Bibliothek Nr. 708.) In dem Vorwort gibt der Übersetzer einen Überblick über die Geschichte des Stückes und eine Einführung in das chinesische Bühnenwesen. Besonders interessant sind die Vergleiche zwischen dem echten chinesischen Kreidekreis und Klaviers Nachdichtung, durch die das Stück in Deutschland hauptsächlich populär geworden ist.

* **Eugen Adolf Bernack**: „Typen und Tiere im Sudan“. (F. A. Brochhaus, Leipzig.) Der Autor ist Politiker, Jäger, Photograph und Künstler zugleich; die Begriffe „Photographie“ und „Kunstlerium“ decken sich in diesem Fall. Die Bilder stehen im Mittelpunkt des Buches, der Text erläutert sie. Kein Bild ist gestellt, Ahnungslose bannst photographische Kunst auf die Platte; die Abbildungen zeigen so den afrikanischen Menschen und das afrikanische Wild, wie sie sich in der Natur geben, wie sie sich bewegen, wie sie dem Beobachter wirklich entgegentreten. Während seiner Abenteuer auf Fallensstellerei und Jagd findet der Autor immer noch ein oder zwei Sekunden Zeit, die — oft recht gefährliche — Situation mit der Bildkamera festzuhalten. So entstehen photographische Meisterwerke, die etwa ein Krokodil im Kampf um Leben und Tod zeigen, einen mitten im Lauf unter der Kugel zusammenbrechenden Wasserbock oder einen mächtigen Reiter, wie er eben zum Angriff auf den Jäger übergeht. Durch manche Streiflichter auf die koloniale Tätigkeit Frankreichs und Englands und völkerrundlich Neues dürfte das Buch weit über den Kreis der Jagdbesessenen hinaus jedem willkommen sein, der die Romantik der Wirklichkeit erdichteten Romanen vorzieht.

* **Charles G. D. Roberts**: „Die Burg im Grafe“ mit Illustrationen von Jan Blich. (Universitas, Deutsche Verlags-A.-G., Berlin W. 50.) Der neue Band der ungewöhnlich schönen Tiergeschichten von Charles G. D. Roberts wird diesem bedeutenden Erzähler rasch neue Freunde werben. Charles G. D. Roberts, eingesponnen in die Einsamkeit der kanadischen Wälder, belauscht die Tiere und die Natur in ihrem heimlichsten Leben, das er, wie kaum ein zweiter, lebendig und anschaulich zu machen weiß. Roberts gelingt es, die Welt des Tieres auch wirklich vom Tier aus zu begreifen, er dringt so tief in das Wesen der Kreatur ein, daß er völlig darauf verzichten kann, ihr leichtfertig menschliche Erfindungen anzubilden.

* „Edison“, der Lebensweg eines Erfinders. Von Stefan von Fodor. (Sammlung „Wege zum Wissen“, Verlag Ullstein, Berlin.) Jeder kann im doppelten Sinn aus eigener Anschauung schreiben, weil er die Persönlichkeit des Erfinders und die praktische Anwendung der Erfindungen aus langer Erfahrung kennt. Ein Buch aus der Praxis und dem Leben ist da entstanden, kurz, knapp und klar.

— „Fat me“, Komische Oper in 2 Akten von Friedrich v. Flotow; neu bearbeitet von Benno Bardi. (Verlag Arthur Birsch, Berlin W.) Von dieser reizenden alten Oper, die letzter Zeit in Berlin, Gotha, Altenburg usw. in der Bardi'schen Neubearbeitung erfolgreich aufgeführt wurde, liegt jetzt der „Klavierauszug mit Dialog“ vor und wird allen Freunden der heiteren Muse hochwillkommen sein. Die Oper bietet eine Fülle hübscher melodischer Einfälle und ist textlich und musikalisch dem „Stradella“ kaum nachstehend; man kann sich leicht denken, daß sie bereits an so verschiedenen Bühnen freudigsten Beifall errang.

* „Die deutschen Freimaurer“ von Dr. A. W. Spanden. (Verlag J. D. Ruster Nachf., Wiesbaden.) Unter den Erscheinungen, die sich mit der Freimaurerei beschäftigen, verdient dies soeben erschienene Büchlein ganz besonders hervorgehoben zu werden. Es ist seinem Verfasser gelungen, im Umfange einer nur 100 Seiten umfassenden Abhandlung ein klares Bild des freimaurerischen Gedankens und seiner Entwicklung bei den verschiedenen Völkern zu geben.